

Tschukotka Am Rande Sibiriens

Von Peter Eichenberger (Text und Bilder)



Im äussersten Nordosten Sibiriens leben die Tschuktschen. Noch heute ziehen viele Angehörige dieses Volkes als Rentiernomaden durch die Tundra oder leben als Jäger und Fischer an der Küste.

Russlandkenner Peter Eichenberger, mit den Tschuktschen durch zahlreiche Sibirienreisen freundschaftlich verbunden, besuchte seine Bekannten diesmal im kalten Winter mit dem

Hundeschlitten. Er blendet in seiner Reportage aber auch zurück in den Sommer, in welchem die Waljagd überlebenswichtiger Teil des Lebens ist.



Der Wind peitscht mir die feinen Eiskristalle wie Glasscherben ins Gesicht. Trotz dicken Kleidern und zwei Schichten Rentierfell kriecht die Kälte in meinen Körper. Meine Füße werden zu Eisklötzen. Immer wieder muss ich meine Trägheit überwinden und vom Schlitten aufstehen, um ein paar hundert Meter neben meinen Hunden einherzulaufen. Verpasse ich den kurzen Moment, in dem ich meine Füße gerade noch schmerzhaft kalt spüre, würden sie schon bald angenehm gefühllos sein – ein höchst gefährlicher Zustand. Schnell holt man sich in einem solch eisigen Sturm ernsthafte Erfrierungen. Ich will meine Füße nicht in Tschukotka verlieren.

Vor mir trabt das Gespann meines Freundes Andrei. Ich bemühe mich, mit meinen acht Hunden dicht an ihm zu bleiben. Die Sichtweite ist unterdessen auf unter 20 Meter gesunken. Vielleicht war der Entscheid zum Aufbruch heute Morgen doch etwas vorzeitig. Aber nach acht Tagen Herumsitzen und Auf-besseres-Wetter-Warten ist es verständlich, dass wir die erstbeste Gelegenheit nutzten, um loszuziehen.

Schneesturm ohne Ende. Dabei hatte es dieses Mal gar nicht schlecht angefangen. Nach einem neunstündigen innerrussischen Nonstopflug ab Moskau war ich Mitte März auf dem Flughafen in Anadyr, der Hauptstadt Tschukotkas, gelandet. Bereits fünf Tage später konnte ich mit einer zweimotorigen Propellermaschine Antonow 24 nach Lawrentija weiterfliegen – doch dort blieb ich hängen. Ein Purga, einer der gefürchteten Schneestürme, brach los und liess das Provinzkaff mit knapp 1000 Einwohnern nicht mehr aus seinem eisigen Griff. Stundenlang, tagelang starrte ich aus dem Fenster, als ob ich damit die Geister hätte beschwichtigen können. In dessen tobte der Purga nur noch stärker und

rüttelte an meiner Behausung. Ich war froh, dass ich von meinen früheren Reisen nach Tschukotka viele Freunde in Lawrentija hatte. Lange Abende sass ich in der Küche von Nikolai Kaljanto, wo er mir bei mancher Tasse Tee seine Lebensgeschichte erzählte.

Schneestürme sind in Tschukotka völlig normal. Die Halbinsel liegt im äussersten Nordosten Sibiriens direkt an der Beringstrasse. Häufig fegt kalte feuchte Luft vom Beringmeer im Osten und von der Tschuktschensee im Norden über die Tundra. An einem Tag mit guter Fernsicht könnte man das nur 80 Kilometer entfernte Alaska sehen – doch gutes Wetter ist hier ein seltener Gast. Dieser Schneesturm war allerdings selbst für tschuktschische Verhältnisse aussergewöhnlich. Sogar

Nach acht Tagen Warten hat der Sturm endlich nachgelassen.

die Schule wurde geschlossen. Zu gefährlich wäre es für die Kinder, aus dem Haus zu gehen.

Am vierten Morgen kam Hoffnung auf, der Sturm war zu einer leichten Brise abgeflacht. Die Menschen wagten sich wieder aus ihren Häusern. Nikolai und ich gingen in die Bucht von Lawrentija, wo sich bereits ein gutes Dutzend Fischer versammelt hatte. Mit spitzen Eisenstangen hatte jeder ein kleines Loch ins Eis gehauen und zog nun mit kurzen Angeln einen Polardorsch nach dem anderen aus dem Wasser. Kaum vom Haken, erstarrten die 20 Zentimeter kleinen Fische in Sekundenschnelle. Schon bald hatte jeder Tschuktsche einen Berg gefrorener Fische neben sich. Auch Nikolai und ich waren erfolgreich und hatten im Nu einen grossen Sack gefüllt.

Im Laufschrift neben dem Hundeschlitten. Heute Morgen, nach acht Tagen Warten, hat der Sturm endlich nachgelassen. Andrei und ich haben unsere Siebensachen gepackt, die Schlitten beladen, die Hunde eingespannt und sind losgefahren. Unsere Hunde müssen sich – nach anderthalb Wochen Faul-im-Schnee-Herumliegen – erst an den neuen Trott gewöhnen, und so ist das Tempo eher gemächlich. Umso mehr geniesse ich es, endlich unterwegs zu sein – 200 Kilometer in den Norden.

Für den Jäger Andrei sind die Schlittenhunde kein Hobby, sondern das einzige Transportmittel, um auf die Jagd oder auf Fischfang gehen zu können. Auch für mich ist der Hundeschlitten mehr als nur ein romantisches Vehikel. Es ist die einzige Möglichkeit, um mei-



ne als Rentiernomaden durch die Tundra ziehenden Freunde zu besuchen. Sechs Jahre ist es her, seit ich letztmals in ihrem Kreis am gemütlichen Feuer gesessen bin, und ungeduldig ersehne ich das Wiedersehen.

Bereits am Nachmittag hat der Purga wieder seine alte Stärke erlangt. Zwar ist der Himmel wolkenlos, und über uns scheint die Sonne, der starke Wind wirbelt aber so viel Schnee auf, dass wir oft nicht einmal den vordersten Hund des eigenen Gespanns sehen können. Es ist mir ein Rätsel, wie Andrei sich orientiert. Um mich aufzuwärmen, laufe ich neben dem Schlitten, keuche, breche durch den Schnee, stolpere, renne weiter und halte dabei die ganze Zeit das am Schlitten angebundene Seil verkrampt mit meinen dicken Fellhandschuhen fest. Nur nicht loslassen, sonst sind meine Hunde über alle Berge. Nach wenigen





Unterwegs. Bei ausnahmsweise schönem Wetter folgen wir der gefrorenenen Küste der Tschuktschensee Richtung Nordwesten.

hundert Metern Rennen, habe ich zwar noch nicht richtig warm, doch mit den schweren Fellkleidern und dem verharschten Schnee bin ich fix und fertig. Ich sinke wieder erschöpft auf den Schlitten. In diesem Rhythmus geht es stundenlang durch die Tundra: sitzen und frieren, rennen und keuchen, dann wieder sitzen und frieren. Zu meiner Beruhigung stelle ich fest, dass Andrei auch immer wieder neben dem Schlitten herrennt. Auch er hat kalte Füße.

Die Temperatur ist nicht das eigentliche Problem, fällt sie doch jetzt Anfang April nur noch selten unter minus 25 Grad. Vielmehr ist es die unerbittliche Kombination von Wind,

Kälte und – bedingt durch das nahe gelegene Meer – Feuchtigkeit, welche einen erstarren lässt und die Wärme förmlich aus dem Körper saugt.

Kalte Nacht auf dem Weg nach Uelen. Langsam zieht die Dämmerung auf. Als es dunkel wird, halten wir in einer einigermaßen windgeschützten Mulde an. Sofort rollen sich die Hunde ein, verstecken ihre Nase unter den Pfoten und schlafen ein. Wir machen es ihnen nach, legen uns nach Tschuktschen-Manier in den Kleidern aus dickem Rentierfell, den Rücken zum Wind, auf den Boden und versuchen zu schlafen. Bei mir bleibt es allerdings beim Versuch. Ich döse nur ein bisschen, muss immer wieder herumspazieren und meine kalten Füße aufwärmen. Ich nehme mir dabei fest vor, die nächste Nacht draussen auf meine

gewohnte Weise zu verbringen – nämlich im warmen Daunenschlafsack und auf einer dicken Isomatte!

Mit dem ersten Licht gegen drei Uhr morgens brechen wir wieder auf. Der Sturm hat nur wenig nachgelassen, und zu alledem hat es jetzt auch noch heftig zu schneien begonnen. Völlig erschöpft kommen wir kurz nach Mittag – nach 25 Stunden – im kleinen Dorf Uelen an. Mein Freund Waleri, Andreis älterer Bruder, erwartet uns schon voller Unruhe. Erleichtert fallen wir einander in die Arme. Er wusste, dass wir Lawrentija gestern verlassen hatten, und machte sich wegen unserer Verspätung grosse Sorgen.

Wir stolpern in seine kleine Wohnung und schälen uns aus den Kleidern. Sofort werden wir zu Tisch gebeten. Das passt, wir haben einen Riesenhunger. Waleri schneidet ein

grosses Stück tiefgekühltes Walross, das vor dem Fenster in der Kälte hängt, in dünne Scheiben. Wie üblich wird das Fleisch gefroren und roh gegessen, mit wenig Salz und in Robbentran getunkt. Ich erinnere mich, wie ich auf meiner ersten Reise nach Tschukotka neugierig, aber auch skeptisch das fremde Essen betrachtete. Noch ahnte ich damals nicht, dass das frostige Menü auch für mich jeweils wochenlang die Hauptnahrung sein würde. Die dünnen Scheiben mit Haut, Fett und Fleisch lassen sich, obwohl gefroren, gut beissen. Für die Zähne viel angenehmer ist es allerdings, das Ganze im Mund auftauen zu lassen. Geschmacklich liegt das sehr feste, dunkle Fleisch irgendwo zwischen Fisch und Wildschwein. Auf das Tunken im nach altem Fisch riechenden, öligen Tran verzichte ich allerdings gerne.

Gelegentlich steht auch Walfleisch auf dem spärlichen Speiseplan der Tschukschen. Anders als Robben, ziehen Walrosse und Wale im Herbst in südlichere Gewässer und können deshalb nur im Sommer gejagt werden. In grosse Stücke zerlegt und mit der Haut nach aussen zu Paketen gerollt, vergraben die Tschukschen ihr Fleisch dann im Permafrostboden. In diesen natürlichen Tiefkühltruhen bleibt es bis in den Winter haltbar. Als Delikatesse gilt, wenn das noch frische Walrossfleisch im Sommer vorerst einige Wochen auf dem Tundraboden liegen bleibt und verrottet. Erst dann wird es im Permafrost tiefgekühlt und im Winter gegessen. Durch das Verrotten ist das Fleisch weicher geworden. Mich kostet dessen Verzehr allerdings viel Überwindung. Man muss damit aufgewachsen sein, um es zu mögen. Sogar Russen, die seit Jahrzehnten hier leben, können sich nicht daran gewöhnen.

Waleri ist Direktor der Kunstwerkstatt von Uelen, und gleich nach dem Essen mache ich einen Abstecher dorthin. Seit Jahrtausenden verstehen es die Tschukschen, aus dem Elfenbein der Walrosshauer kunstvolle Schnitzereien zu fertigen. Früher entstanden daraus reich verzierte Harpunenspitzen und andere Alltagsgegenstände. Heute liefern Jagd und Rentierzucht die Motive für Schmuckstücke. Durch Schleifen und Gravieren entstehen Kunstwerke, die in Museen der ganzen Welt geschätzt und ausgestellt werden. Unterwegs im Dorf treffe ich lange nicht mehr gesehene Freunde. Die Freude über das Wiedersehen ist gross.

Robbenjagd auf dünnem Eis. Am nächsten Morgen – der Sturm hat sich nun wirklich gelegt, und wir geniessen einen strahlend blauen Himmel – begleite ich den Jäger Seigutegin auf seinem Gang zur Kontrolle der Netze. Eine Robbe hat sich in einem Netz unter dem Eis verfangen und ist erstickt. Das Fleisch einer solchen Robbe gilt als wenig schmackhaft, wohl wegen des im Todeskampf ausgeschütteten Adrenalins. Vielmehr ziehen die



Tschukschen die Jagd mit dem Gewehr vor. Dafür müssen die Jäger aber vorerst das mehrere Kilometer breite Packeis überwinden, um ans offene Meer zu gelangen. Dort, am Rand zum offenen Wasser, ist das Eis heimtückisch. Ein Holzstock mit Eisenspitze dient zur ständigen Kontrolle der Eisdicke. Immer wieder lassen Strömung und Wind das Eis bersten, Risse tun sich auf und Wasser bricht ein. Die Gefahr ist gross, dass eine Eisscholle vom festen Eis losbricht und mitsamt dem Jäger ins Meer hinaustreibt. Die Überlebenschancen wären minimal. Nach einer alten Tschuktschensage wird ein Jäger, der auf einer Eisscholle abtreibt, zu einem «Teryky» – einem mit Fell bewachsenen Ungeheuer. Sollte er zurückkehren, müssten ihn seine Angehörigen töten und damit von seinem Schicksal erlösen.

Ich bin froh, den Fussstapfen von Seigutegin bis zum offenen Wasser folgen zu können. Hier setzen wir uns aufs Eis und warten. Immer wieder tauchen Köpfe von Robben aus dem Wasser. Seigutegin aber wartet ganz ruhig – die Robben sind zu weit weg. Plötzlich drängt er mich zu einem überstürzten Aufbruch. Er

Robbenjagd. Nachdem Seigutegin eine schwimmende Robbe erlegt hat, versucht er den leblosen Körper mit dem Akyn zu bergen.

hat beobachtet, wie die Strömung eine grosse Eisscholle in unsere Richtung treibt. Wir sind kaum weg, als es ächzt und knirscht. Wo wir sassen, verkeilen sich grosse Eisbrocken in einander. Wir suchen einen anderen Ansitz. Lange harren wir aus, bis eine Robbe nahe genug ist. Seigutegin schießt und trifft das Tier. Die Robbe ist sofort tot. Jetzt muss Seigutegin schnell handeln, bevor sie untergeht. Er macht





den Akyn bereit, einen Holzklötz mit Metallhaken und einer langen Schnur, lässt ihn über seinem Kopf kreisen und wirft ihn in weitem Bogen über die Robbe. Seine Treffsicherheit ist enorm, der erste Wurf sitzt. An der Schnur zieht er den Akyn zurück, dessen Haken sich in der Robbe verfangen haben. Jetzt folgt der riskanteste Teil der Jagd: Die Robbe muss aus dem Wasser heraus auf das Eis gezerrt werden. Seigutegin nähert sich dem Rand des Eises vorsichtig bis auf zwei Meter. Bedrohlich schwankt das dünne Eis unter seinen Füßen, doch schliesslich gelingt es ihm, die Robbe zu bergen. Die Jagd ist beendet.

Mehr als eine Robbe pro Tag schießt kein Jäger, zu lange und zu mühsam ist der Weg mit der schweren Last durchs Packeis zurück ins Dorf. Seigutegin schnürt Lederriemen um die Beute und schleift sie hinter sich her nach Hause.

Das Wissen der Alten. Zurück im Dorf, fährt gerade Armayrgin mit seinem Buran, einem Schneemobil, vor. Armayrgin ist ein Phänomen. Er ist über 70 Jahre alt, geht aber noch

immer sowohl im Winter als auch im Sommer auf die Jagd. Er ist sehr rüstig und gesund. Der Hauptgrund ist wohl, dass er absolut keinen Alkohol trinkt. Alkohol ist ein riesiges Problem in Tschukotka. Alt und Jung, Männer und Frauen, sogar schon Kinder verfallen dem meistens von Russen selbst gebrannten Schnaps. Der Alkohol ist denn auch schuld daran, dass die durchschnittliche Lebenserwartung der Tschuktschen bei mageren 42

Nur noch die Alten wissen, wie man traditionelle Boote baut.

Jahren liegt. Jagdunfälle und Erfrieren wegen Betrunktheit sowie eine erschreckend hohe Selbstmordrate als Folge der mit dem Alkoholismus verbundenen Trostlosigkeit stehen an vorderster Stelle bei den Todesursachen. Auch Armayrgin war in seinen Jugendjahren nicht abstinent. Rechtzeitig hatte er aber gemerkt, dass der Alkohol sein Leben und das seiner Familie zerstört, und er hat seither keinen

Tropfen mehr getrunken. Er war früher einer der besten Jäger im Dorf. Stolz hatte er mir bei meinem letzten Besuch den Leninorden präsentiert, mit dem er von der Sowjetunion für seine gute Arbeit ausgezeichnet wurde.

Heute ist er einer der wenigen im Dorf, die einen noch fahrtüchtigen Buran besitzen. Dieses Schneemobil aus sowjetischer Produktion war früher weit verbreitet. Mit dem wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch Anfang der Neunzigerjahre fehlte es aber plötzlich an Ersatzteilen und Benzin. Aus purer Notwendigkeit kehrten die Tschuktschen vermehrt zu ihrer ursprünglichen, autarken Lebensart zurück. Hundeschlitten übernahmen wieder die Rolle der Buran, welche derweil verrosteten und zerfielen.

Ähnlich verhält es sich mit einem anderen Transportmittel: Statt der früher vom Staat zur Verfügung gestellten Holzboote werden wieder vermehrt Bajdaren gebaut. Nur noch die Alten hatten das Wissen, wie man diese traditionellen Tschuktschen-Boote baut. Beinahe wäre die Fähigkeit zum autarken Leben in der Polarregion, in der acht Monate bitterste Winterkälte herrscht, verloren gegangen. So kam der Zusammenbruch der Sowjetunion für die Tschuktschen gerade noch rechtzeitig, denn noch lebten die Alten und konnten ihr einstmals überlebenswichtiges Wissen dem Nachwuchs weitergeben.

Hinter Armayrgins Buran hängt ein Schlitten mit einer aufgebundenen kleinen Bajdara. Das Boot ist nur etwa zwei Meter lang und dient dem Bergen erlegter Robben, falls dies mit dem Akyn nicht gelingt. Die grossen Bajdaren für die Sommerjagd sind bis 10 Meter lang. Jetzt im Winter lagern sie aufgebockt auf Holzgestellen und leeren Ölfässern. Es steckt sehr viel Arbeit hinter einem solchen Jagdboot. Basis einer Bajdara ist ein Holzrahmen. Da in der Tundra weit und breit kein Baum wächst, muss am Ufer dafür geeignetes Schwemmholz gesucht werden. Der Holzrahmen wird mit Wallrosshäuten bespannt. Je nach Grösse der Bajdara und der Wallrosse braucht es drei bis fünf Häute, welche zuerst eingeweicht und dann miteinander vernäht werden. Tagelang werken die Jagdgemeinschaften im Sommer an ihren Booten. An Stelle von Paddel und Segel sorgen heute Ausenbordmotoren für den Antrieb.

Damals im Sommer. In der Vergangenheit war ich während zweier Sommer mit Armayrgin und seiner Mannschaft auf der Jagd. Auch im Sommer diktiert das Wetter das Geschehen. Mal weht der Wind zu stark, sodass die hohen Wellen ein Auslaufen der Jagdboote verhindern. Oder es bläst ein ablandiger Wind, der es einem Boot mit schwerer Jagdbeute verunmöglicht, zur Küste zurückzukehren.

Es passiert aber auch, dass wegen einem Fest, einer Beerdigung oder ganz einfach wegen des Zahltags keine Jagd stattfindet, da ein Grossteil der Mannschaft ein paar Tage wegen



Betrunkenheit ausser Gefecht gesetzt ist. Oder es setzt eine Nordströmung im Meer ein, welche innert Stunden die ganze Küste mit Treibeis völlig verbarrikadiert. Dann ist – selbst mitten im Sommer – nur noch Eis zu sehen, unüberwindlich für die Boote. Tagelang kann sich dieses Treibeis festsetzen, und mit jedem zusätzlichen Tag werden die Jäger nervöser, gilt es doch, im kurzen Sommer zwischen Juni und September jeden Tag zu nutzen, um für den langen Winter zu jagen.

Wenn die Küste mit Treibeis blockiert ist, gehen die Männer auf Entenjagd oder zum Fischen in die eisfreie Lagune. Mit langen Stangen setzen sie dazu Netze ins Wasser. Meistens begnügen sie sich aber damit, eine Sehne mit Haken und Spiegel über dem Kopf zu schwingen, in hohem Bogen weit hinaus ins Wasser zu werfen und langsam zurückzuziehen. Gemeinsam mit Waleri und seinem Sohn Ksem standen wir jeweils von morgens bis spät abends – die Sommertage unweit des Polarkreises sind lang – am Ufer und zogen Dutzende von Lachsen heraus. Im Laufe des Tages sammelten wir ein wenig Treibholz, machten ein kleines Feuer, setzten einen Topf auf und kochten eine Fischsuppe. Ein Grossteil der Lachse wird aber als Vorrat für den Winter getrocknet.

Die Frauen sammeln unterdessen in der Tundra Kräuter, Beeren und Pilze. Eine höchst willkommene und gesunde Abwechslung auf dem Speiseplan. Trotzdem, ohne Jagd und Fischfang könnte hier niemand überleben. Vegetarier hätten keine Überlebenschance.

Wenn sich das Treibeis zurückzieht, kann die Jagd beginnen. Die Boote werden bereit gemacht, Motoren und Benzinfässer herangeschleppt, Harpunen, Seile, Gewehre, Bojen und – das Wichtigste – der Teekessel wird verladen. Jetzt fehlt nur noch der «Propusk». Kein Auslaufen ohne die Bewilligung des

Kommandanten der örtlichen Grenzschutz. Durch die unmittelbare Nähe zu den USA, dem grossen Gegenspieler der Sowjetunion, war Tschukotka militärisch höchst sensibles Sperrgebiet. Daran hat sich auch nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wenig geändert. Noch heute ist in jedem Dorf an der Küste eine kleine Militäreinheit stationiert. Hier in Uelen dürften es kaum mehr als 20 Mann sein.

Trotz einigen gemütlichen Abenden mit dem Kommandanten erfuhr ich die genaue Zahl nie: Streng geheim!

Je nach Laune des Kommandanten muss manchmal stundenlang auf die Bewilligung gewartet werden, mitunter verweigert er sie sogar ohne Begründung. Dann ist der Fetzen Papier plötzlich da, und es kann losgehen. Die acht bis zehn Mann Besatzung pro Boot schieben ihr Gefährt über den Kiesstrand ins Wasser und starten den Motor. Scheinbar ziellos kreuzen die Bajdaren sowie Holz- und Aluminiumboote auf dem Meer herum. Dabei suchen die Jäger mit ihren Ferngläsern ständig den Horizont nach dem Kopf einer Robbe oder eines Walrosses ab. Hauptziel sind aber die Wale. Zwar habe ich persönlich eine ganz eindeutige Haltung zur Waljagd, und was die Japaner unter dem Deckmantel von Forschung betreiben, lehne ich strik-

te ab. Die Waljagd der Tschuktschen kann ich hingegen völlig akzeptieren. Sie entspricht einer jahrtausendealten Tradition, ohne die sie in dieser menschenfeindlichen Gegend nicht hätten überleben können. Die internationale Walfangkommission gewährt den Tschuktschen denn auch eine jährliche Abschussquote für 60 bis 80 Grauwale und einige wenige Grönlandwale für den Eigenbedarf.





Auf Waljagd. Die Jagd auf dem Meer ist nicht viel anders als zu Land: Sie besteht hauptsächlich aus Warten. Stundenlang starren die Jäger aufs Meer.

Auf einem primitiven Kerosinkocher setzten wir den Teekessel auf, tranken süßen Tee und assen – als kleine Zwischenverpflegung – rohen Walspeck. Derweil schöpfte einer der Männer mit einer kleinen Handpumpe Wasser aus der Bajdara, denn ganz dicht sind die Dinger nie.

Plötzlich, in weiter Ferne, die Fontäne eines Wals. Sofort wurde das Picknick beendet, und alle drei Boote fuhren so schnell wie möglich in Richtung dieser Fontäne. Im Bug des Bootes machten sich zwei Jäger mit Harpunen bereit. Beim Heranfahren sahen wir den auftauchenden Grauwal noch einige Male. An der Stelle, wo er das letzte Mal untergetaucht war, warteten wir. Ein Tauchgang dauert meistens fünf bis acht Minuten. Angespannt prüften die Jäger

den Horizont. Derweil kontrollierten die beiden Männer im Bug immer wieder ihre Harpunen und die daran befestigten Seile und Bojen. Sie haben die wichtigste, aber auch die gefährlichste Aufgabe.

Nach banger Minuten tauchte der Wal plötzlich 200 Meter vor uns auf. Sofort fuhren die drei Boote auf ihn zu. Der Wal braucht nur etwa 10 Sekunden, um aufzutauchen, einzutreten und wieder in der Tiefe des Meeres zu verschwinden. In diesem kurzen Zeitfenster mussten wir ihn erreichen. Doch wir waren zu spät, der Wal war bereits wieder abgetaucht. Wie in einem Fächer fuhren die drei Boote langsam in die Richtung, wo das nächste Auftauchen des Wals zu erwarten war. Die Anspannung und Konzentration war enorm. Minuten später das gleiche Spiel: Der Wal tauchte auf, die Boote wendeten sofort und fuhren so schnell wie möglich zu ihm hin, doch erneut tauchte der Wal zu schnell unter. Das wiederholte sich ein Dutzend Mal. Dabei

Meeresjagd. Pausenlos suchen die Jäger das Meer nach Beute ab (links oben).

Angespannt. Die Walrosshäute werden über das Holzgerippe der Bajdara gespannt (ganz oben).

Nähstube. Mehrere Walrosshäute müssen zusammengenäht werden (oben).

Tschuktschensee. Tagelang kreuzen die Jäger mit der Bajdara auf dem Meer (links).

zog das Tier immer weiter in die Beringsee hinaus, so dass Armayrgin beschloss, von ihm abzulassen. Hätten sie den Wal so weit von der Küste entfernt erlegt, hätte das Benzin für die Rückkehr mitsamt einem Wal im Schlepptau nicht gereicht.

Am späten Abend kehrten wir müde und erfolglos nach Uelen zurück. Das Jagdglück blieb uns heute versagt. Erst nach einigen Tagen wendete sich das Blatt. Wir hetzten stundenlang einem Grauwal hinterher, als er plötzlich nur 50 Meter vor uns auftauchte. Sofort nahmen wir Kurs auf ihn. Unmittelbar bevor er abtauchte, legte Mischa seine ganze Kraft in den Arm und warf aus drei Metern Distanz eine Harpune in den grauen Körper. Die Spitze der Harpune stieß tief in die Haut, der Schaft löste sich. An der Spitze war ein dickes Seil befestigt, welches Mischa nun sofort mitsamt der daran festgebundenen Boje ins Wasser warf. Dabei war höchste Vorsicht geboten. Verheddert sich ein Jäger im Seil, wird er vom

Die Waljagd entspricht einer uralten Tradition.

Wal in den sichern Tod gezogen. Mischa selbst hatte vor einigen Jahren Riesenglück. Seine linke Hand blieb in einer Seilschleufe hängen, er wurde vom Seil ins eiskalte Wasser katapultiert, worauf ihm die Schleufe vier Finger abbriss.

Der wichtigste Teil der Jagd war geschafft, der Wal markiert. Zwar konnte er mit der Boje immer noch untertauchen, aber die Tauchgänge wurden nun kürzer, und man erkannte frühzeitig, wo er auftauchte. Weitere Bojen wurden platziert. Es ist ein äusserst gefährliches Unterfangen, muss man sich doch dem Wal auf drei bis vier Meter annähern, derweil sich dieser mit wilden Schlägen seiner Schwanzflosse zur Wehr setzt. Nachdem das Tier ein Dutzend Bojen hinter sich herschlep-





pen musste, wurde das Tempo langsamer, der Wal ermüdete. Erst jetzt kamen die grosskalibrigen Gewehre zum Einsatz, mit welchem die Jäger den Wal töteten.

So brutal, wie sich diese Jagdmethode anhört: Man darf sie nicht mit unserer Sichtweise verurteilen. Während wir bequem und selbstverständlich unser Fleisch in der Metzgerei kaufen, bleibt den Tschuktschen keine andere Möglichkeit als diese Form der Jagd.

Das Tier war erlegt. Die erschöpften Jäger zückten ihre Jagdmesser und schnitten sich ein Stück Haut zum Sofortverzehr heraus. Die Haut gilt als besondere Delikatesse. Dann wurde der Wal an die Boote gebunden und gemeinsam nach Uelen geschleppt. Das ganze Dorf erwartete uns freudig am Ufer. Schon



Waljagd. Die Jäger müssen sich dem Wal bis auf wenige Meter annähern (ganz oben).

Angeschwemmt. Dieser angeschwemmte Grauwal wurde Opfer eines Orcas (oben).

Kälte. Die neugeborenen Rentierkälber werden von einem eisigen Wind empfangen (rechts).

lange waren wir mit Ferngläsern beobachtet worden, und die Meldung unseres Jagderfolges verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Dorf.

Zurück im eisigen Winter. Ein schneidender Wind holt mich aus meiner Erinnerung zurück in die kalte Gegenwart. Erneut spannen Andrei und ich unsere Hunde ein. Nach einigen Tagen in Uelen heisst es wieder einmal Abschied nehmen. Vier Tage später erreichen wir das Dorf Neschkan, den nördlichsten Punkt unserer Reise. Von hier sind es nur

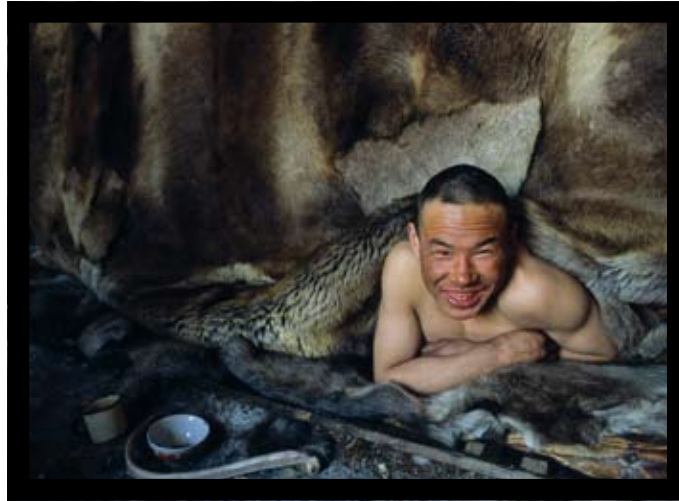
noch 30 Kilometer bis zu den Rentiernomaden. Voller Vorfreude brechen wir früh am nächsten Morgen auf. Schon von weitem erkenne ich das Nomadencamp. Erstaunt treten Sergei und seine Frau Nina vor ihr Zelt. Sie trauen ihren Augen nicht, als sie mich sehen. Die Begrüssung ist herzlich.



Sofort werden wir in die Jaranga, das mit Rentierfellen gedeckte Zelt, geführt. Es ist die traditionelle Wohnform der Tschuktschen. Heute wird sie nur noch von den Nomaden verwendet. Drinnen kocht auf kleinem Feuer ein Topf mit Rentierfleisch. Nach drei Wochen Robben- und Walrossfleisch bin ich froh für die Abwechslung. Der Rauch brennt in den Augen, die sich erst nach einiger Zeit an die Dunkelheit in der Jaranga gewöhnen. Neugierig blicke ich mich um. Im hinteren Teil des geräumigen Zeltes befindet sich der Polok, die Schlafkammer. Die Jaranga wird nicht beheizt, dazu ist Brennstoff in der baumlosen Tundra viel zu kostbar. Im winzigen Polok aus Rentierfellen hingegen steigt die Temperatur, erwärmt durch zwei Petroleumlampen und die eigene Körperwärme, auf angenehme 20 Grad.

Ein Kopf schiebt sich aus dem Polok. Es ist Oleg, der Sohn von Sergei und Nina. Er war die ganze Nacht bei den Rentieren, um sie vor Wölfen zu schützen. Nacht für Nacht schiebt ein Tschuktsche in der Kälte Wache. Da der Polok mit Sergei und Nina sowie Oleg, dessen Frau Kristina und ihrem sechs Monate alten Sohn Nikita schon gut gefüllt ist, quartiere ich mich in der benachbarten Jaranga bei Aleksei, Olga und deren Sohn Jarik ein. Insgesamt drei Jarangas für je eine Familie stehen beieinander.

Unterdessen ist Mitte April, die Zeit, in welcher die Rentiere ihre Jungen gebären. Vor



Im Nomadenzelt. Nach der langen Nachtwache bei der Rentierherde schaut Oleg verschlafen aus dem Polok, der Schlafkammer der Jaranga.

einigen Wochen wurden deshalb die Weibchen von den Männchen zu einer separaten Herde getrennt, um ihnen die nötige Ruhe zu verschaffen. Bei zwar schönem Wetter, aber erneut heftigem Wind und dadurch schlechter Sicht scheinen die sechs Kilometer, die Jarik und ich zu Fuss zur Herde der Weibchen gehen, unendlich weit.

Auch für die Tiere ist der heftige und kalte Wind ein Problem. Um an ihre Hauptnahrung, die Flechten, zu gelangen, müssen die Tiere mühsam den Schnee wegscharren. Auf höchst wackligen Beinchen torkeln die neugeborenen Rentierkälbchen herum, stolpern, springen und fallen schliesslich müde in den Schnee.

Immer wieder stupsen die frisch gebackenen Mütter die Kleinen mit ihrer Nase, damit sich diese bewegen oder zumindest an den Zitzen saugen. Apathisch sitzt ein Kälbchen im Schnee. Die Mutter ist nicht zu sehen. Mit einem abgestossenen Rentiergeweih stösst es Jarik an, bis es endlich aufsteht. Sofort läuft es mir nach. Es hat mich offensichtlich zu seiner Mami erkoren. Nur mit Mühe kann ich es abschütteln, worauf als nächstes Jarik zur Ersatzmami gewählt wird. Endlich kommt die richtige Mutter. Die beiden sind wieder vereint, und wir machen uns davon.

Nicht alle Jungen sind stark genug, die ersten Stunden zu überleben. Jeden Tag sammelt Jarik die gefrorenen Leiber jener Tiere ein, die zu schwach waren. Ob roh, gekocht oder geräuchert, die neugeborenen Rentiere gelten wegen ihres sehr zarten und weichen Fleisches als Delikatesse. Trotzdem würde kein Nomade ein Kälbchen töten – nur die erfrorenen Tiere werden gegessen.

Im Zelt kocht auf kleinem Feuer ein Topf mit Rentierfleisch.

Die Tage bei den Rentiernomaden vergehen wie im Flug. Es gibt dauernd zu tun: Rentiere beaufsichtigen, Felle schaben, Schlitten flicken, Gewehre putzen, Hundefutter bereit-



Infos zu Tschukotka

Tschukotka liegt an der Beringstrasse im äussersten Nordosten Russlands. Vom Kap Deschnjow, dem östlichsten Punkt Asiens (169 Grad West), sind es nur 80 Kilometer bis Alaska, dessen Küste an Tagen mit klarer Sicht gut zu erkennen ist. Mit nur 70 000 Menschen verteilt auf eine Fläche von 738 000 km² ist Tschukotka äusserst dünn besiedelt. Die Mehrheit der hauptsächlich russischen Bevölkerung lebt in der Hauptstadt Anadyr (14 000 Einwohner) oder einer der wenigen grösseren Siedlungen.



Demgegenüber ist die Urbevölkerung der Tschuktschen, Ewenen und Eskimos (der Name Inuit ist unter den russischen Eskimos unbekannt) über ein riesiges Territorium verteilt.

Seit 7000 Jahren besiedeln die Tschuktschen den äussersten Nordosten Asiens an der Beringstrasse. Sie gehören zu den paläoasiatischen Völkern und sind verwandt mit den Korjaken und Itelmene, die weiter südlich in Nordkamtschatka leben. In perfekter Anpassung an ihre raue Heimat entwickelten die Tschuktschen zwei ursprüngliche Lebensformen. Die Ankalyn (Küstenbewohner) finden an den Küsten durch die Jagd auf Meeressäuger ihre Auskommen, während die Tschavtschu (Rentiermensch) mit ihren Rentierherden über die endlose Tundra im Landesinnern ziehen. Von Tschavtschu leitet sich der von den Russen eingeführte Name «Tschuktsch» ab. Heute sind die 16 000 Tschuktschen eine Minderheit im eigenen Land, das vom politischen und wirtschaftlichen Niedergang Russlands besonders betroffen ist.

Durch seine Lage in unmittelbarer Nachbarschaft zu Alaska war die Tschuktschen-Halbinsel in der Sowjetunion von enormer strategischer Bedeutung und damit Sperrgebiet. Ausländern war der Zugang zu Tschukotka völlig versperrt, und auch Russen mussten eine spezielle Bewilligung haben. Noch heute brauchen Ausländer zusätzlich zum russischen Visum eine Spezialbewilligung für den Besuch von Tschukotka. Mehrere Flüge pro Woche verbinden Moskau und Anadyr. Der neunstündige Nonstopflug über neun Zeitzonen verlangt gutes Sitzleder. Während Anadyr noch eine gute Infrastruktur inklusive Hotels aufweist, wird eine Weiterreise innerhalb Tschukotkas zu einer



nervenaufreibenden Angelegenheit. Wenige Lokalflüge verbinden Tschukotka mit den grösseren Ortschaften, von wo aus nur noch mit persönlichen Absprachen eine Weiterreise möglich ist. Das unberechenbare Wetter macht den ohnehin dünnen Flugplan häufig zu Makulatur. Nur geübte und erfahrene Russlandreisende sollten eine Individualreise nach Tschukotka in Betracht ziehen.

stellen oder den kleinen, dick in Pelze eingepackten Nikita füttern. Um an Wasser zu kommen, ist viel Aufwand nötig. Aus einem nahe gelegenen Tümpel schlagen wir mit der Axt grosse Eisblöcke heraus und ziehen sie auf einem Schlitten zur Jaranga. An der 20 Kilometer entfernten Küste sammeln wir unter der dünnen Schneedecke Schwemmholz und transportieren es mit Hundeschlitten heran. Auf kleinem Feuer wird in der Jaranga schliesslich das Eis geschmolzen. Obwohl wir von Schnee umgeben sind, ist Wasser ein wertvolles Gut.

Abschied von den Rentiernomaden. Wieder einmal treiben die Männer die männlichen Tiere zusammen, um mit dem Lasso einige einzufangen und vor die Rentierschlitten zu spannen. Doch nebst den Zugtieren werden diesmal noch zusätzlich einige Tiere gefangen und von jeweils zwei Personen zu Boden gedrückt und gelaust. Irritiert verfolge ich das Geschehen. Myriaden von Insekten machen hier den Sommer zur Plage, und diese legen ihre Eier direkt auf die Haut der Rentiere. Genährt durch das Blut des Tiers entwickeln sich Larven, die über die Monate zu dicken, etwa vier Zen-



timeter langen Maden werden. Dutzende, ja Hunderte dieser Viecher leben unter dem dichten Fell direkt auf der Haut und machen dem Rentier das Leben schwer. Entsprechend geduldig liegen sie nun am Boden und lassen sich die Plagegeister entfernen.

Die Tschuktschen führen diese Aktion allerdings nicht völlig selbstlos durch. Vielmehr werden die Maden aus dem Fell geklaubt und direkt gegessen. Ich helfe mit, sammle ebenfalls eine grosse Menge der weisslichen Maden – aber essen? Ich habe schon vieles gegessen, auch essen müssen, weil es nichts anderes gab. Immer wieder musste ich mich überwinden und war einige Male auch positiv überrascht. Aber diese Maden? Lange halte ich eines der hässlichen, sich langsam windenden Dinger in meiner Hand. Ich weiss genau, dass ich es später bereuen würde, wenn ich nicht mindestens eine versuche. Voller Abscheu schiebe ich die Made in den Mund und beisse drauf. Zu meiner Überraschung zerplatzt das Ding, ein Saft mit wenig Geschmack spritzt heraus. Zurück bleibt eine zähe Haut, auf welcher ich noch eine Weile herumkaue und sie dann ausspucke. Ich gebe mich mit einer Made zufrieden, mehr muss nicht sein.

Kurz vor meiner Abreise erklären mir Sergei und Nina geheimnisvoll, dass sie mir etwas zeigen möchten. Sie sind plötzlich ganz anders, wie verwandelt. Wir gehen nach draussen und ums Zelt herum. Auf einem Schlitten liegen unzählige Rentierfelle aufgeschichtet. Sergei wühlt in den Fellen und holt ein in Leder gewickeltes Paket hervor. Zurück in der Jaranga, schnürt er das Bündel auf. Voller Ehrfurcht breiten Sergei und Nina den Inhalt aus. Amulette aus Leder und Haarbüscheln sowie ein Fuchsschädel kommen zum Vorschein. Nina zeigt mir ein längliches Stück Holz mit runden Vertiefungen und einem angedeuteten Kopf. Es wird als Unterlage zum Feuerbohren für zeremonielle Feuer verwendet. In einer einfachen Holzschale wird den Göttern Nahrung als Opfer gereicht. Am wichtigsten ist den beiden aber der hölzerne Hausgott mit seinem fettverschmierten Kopf. Sämtliche Gegenstände sind völlig unscheinbar und trotzdem von grösster Bedeutung – es sind ihre Götter.



Essenszeit. Kristina füttert den kleinen, warm eingepackten Nikita mit einer stark fetthaltigen Rentierbrühe.

Bevor die kommunistische Staatsideologie allen Religionen in der damaligen Sowjetunion den Kampf ansagte, bestimmten Animismus und Schamanismus die geistige Welt der Tschuktschen. Demnach beleben neben Menschen, Tieren und Pflanzen auch unzählige Götter und Geister die Erde. Besonders geachtet wurden von jeher die Geister des Meeres und der Meerestiere sowie der Tundra und der Rentiere. Ebenso mussten lokale Geister mit Respekt behandelt werden. In jeder

Wir holpern auf den Schlitten 200 Kilometer zurück nach Lawrentija.

Jaranga stand eine grob aus Holz geschnitzte Figur. Diesem Hausgott wurde Tran und Fett an den Mund geschmiert, um ihn zu füttern und so die Geister gnädig zu stimmen. Amulette mit Knochenstücken, Krallen und Federn, aber auch Tätowierungen im Gesicht schützten vor bösen Geistern. Mit dröhnenden Trommeln versetzten sich die Schamanen in Trance, um mit den Geistern direkt in Kontakt treten zu können. «Früher», sagt

Sergei bedeutungsvoll und deutet auf die vor ihm liegenden Objekte, «sind diese Dinge verboten gewesen. Die Behörden haben sie den Leuten weggenommen und die Besitzer eingesperrt.»

Bald verpacken sie alles fein säuberlich und versorgen das Paket wieder unter den Fellen auf dem Schlitten. Dabei betonen sie, dass sie ihre Götter vorher noch nie einem Fremden gezeigt haben. Auf meine Frage, ob sie denn schon viele Ausländer getroffen haben, antworten die Rentierzüchter: «Ja, schon viele.» Ich bin erstaunt und will es genauer wissen. Sie zählen auf: «Vor zwei Jahren kamen drei Deutsche, vor fünf Jahren ein Japaner und 1991 ein Pole.»

Am nächsten Morgen heisst es Abschied nehmen. Wieder spannen Andrei und ich die Hunde ein und wir holpern auf unseren Schlitten die 200 Kilometer zurück nach Lawrentija. Es ist merklich wärmer geworden, der Frühling ist auch in Tschukotka angekommen. Bei der Fahrt durch die weisse Tundra träume ich vor mich hin und durchlebe die vergangenen Wochen in Gedanken nochmals. Auch bei diesem Besuch am Rande Sibiriens spürte ich wieder ein Stück Veränderung in der Lebensweise der Menschen. Wie lange wird sich ihre Kultur wohl noch erhalten?

pjotr@gmx.ch

Peter Eichenberger reiste 1990 zum ersten Mal in die Sowjetunion. Er war auf Anhieb begeistert von der Wildheit Sibiriens und der Herzlichkeit der Bevölkerung. Auf 20 Reisen hat er seither insgesamt über drei Jahre in Sibirien verbracht. Dass er fließend Russisch spricht, ermöglicht ihm sehr direkte Kontakte, auch in völlig abgelegenen Gebieten.



Vertieften Einblick gibt auch Peter Eichenbergers grossformatiger Bildband «Sibiren – Naturparadies zwischen Ural und Pazifik», Bruckmann Verlag, ISBN 3-7654-4058-2.

In seiner Live-Reportage «**Sibiren – Naturparadies zwischen Ural und Pazifik**» erzählt Peter Eichenberger ab 23. Januar 2009 von seinen vielen Erlebnissen und Abenteuern.
Informationen unter www.explora.ch.